

Zeitschrift: Wissen und Leben
Band: 13 (1913-1914)

Rubrik: Neue Bücher

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

doch zu ungeschickt sind. Die Musik dazu macht mehr den Eindruck von Gelegenheitsmusik, die hier ohne inneren Zusammenhang aneinandergehängt wurde. Der Abend brachte manchem Verlegenheit, manchem Langeweile und man bedauerte nur, dass ein unleugbares Können nicht von mehr künstlerischer und bühnentechnischer Einsicht geleitet wurde.

Von Operetten hörten wir wieder einmal eine, die der Erwähnung wert ist: *Polenblut* von Nebdal. Hinter einer derben, flachen Handlung versteckt sich eine so feine und empfundene Musik, dass man entzückt diesen Klängen lauscht, die sich so angenehm leise fortspinnen und die

Phantasie mitnehmen, während auf der Bühne die Handlung weiter-schreitet. Man staunt oft über die Inkongruenz zwischen dieser vollblütigen, gar nicht operettenhaft-sentimentalen Musik des berühmten Böhmen, und den verstandesmäßigen Plattitüden des Librettos, das im schlimmsten Berlin entstanden zu sein scheint. Da man sich über solche Kleinigkeiten aber heutzutage nicht mehr wundern darf, kann man sich wenigstens an den musikalischen Schönheiten schadlos halten, die hier zu einem so reichen Strauße zusammengebunden sind.

OTTO HUG



NEUE BÜCHER



ALBERT STEFFEN. *Die Erneuerung des Bundes*. Roman. Mit einer Zeichnung von Walo von May. S. Fischer, Berlin 1913.

Gleich einem alten Runenzauber hält uns dieser feierliche Titel in geheimnisvollem Banne —: als ob aus Sphärenharmonien ein tiefster Ton herüberdringe, in unsern Seelentiefen fest sich ankernd und wundersam zu einem immer mächtiger fortklingenden Orgelpunkte werdend, auf dem der Dichter — in gewaltiger Steigerung der innern wie der äußern Mittel — eine Symphonie erstellt, die sich gleich einer heiligen Domeskuppel wölbt und schließt. Anfang und Ende sind zuhächst in eins gefriedet; Vergangenheit und Zukunft traumhaft in verewigte Gegenwart gerückt.

Dem Blick der Sage in urfrühe Zeiten folgend, schauen wir im Anbeginne einen Mann mit seinen beiden Söhnen aus dem ungewissen Norden kommen, bestimmt: ein Reich

zu gründen, wo Tag und Nacht, wo Moor- und Maieiland sich voneinander scheiden. In dieser sagenhaften Vorzeit bildet sich der Schicksalsknoten aus den Fäden, die Karma spinnt im Weltenwerden. Wie er sich löst, in höherm Lichte neu sich knüpft, das zeigt uns in der Folge die Erzählung, die als eine Widerspiegelung kosmischen Vorgangs in der Erdenalltagssphäre sichtbar wird. Das ewig heilige Gesetz des Opfers höherer, geläuterter Geistesmächte an der Schwelle in das ihnen zuerkannte Land —: als ein Verzicht zum Heil zurückgebliebener, niedriger, nachumfangner Kreaturen — erfüllt sich hier. Bei diesen Abgefallenen in der Finsternis zu bleiben, ihr Leiden lindernd und — als Lehrende und Leitende — zu verharren, bis selbst der Mörder unter ihnen, nach Erkenntnis und Bekenntnis ringend, an das Licht gelangen kann —: das ist der Sinn des alten Bundes, der sich ewiglich erneuert. Christus be-

siegelt ihn, am Schluss des Werkes unter seine jüngsten Jünger tretend und die überirdischen Worte sprechend: „Lasset mich mit in eurem Bunde sein. Niemals wollen wir uns trennen von jenen, die unsertwegen in der Tiefe weilen. Nie wollen wir uns von der Erde wenden, wenn nicht der Letzte mit uns kommen kann. Nie wollen wir geliebt sein, wenn nicht diese Liebe von uns selber ausgeht und alle erlöst und den Erlösten wiederum entströmt, bis sich die Erde selbst in lauter Liebeslicht verwandelt hat.“ — So stehen wiederum drei Menschen, wie am Eingang, so am Ausgang dieses Dichterberges; und was aus grauer, sagenhafter Zeit herüberkam, das geht — verwandelt durch ein inneres Licht — den Weg hinaus in Ewigkeit, gefolgt von einem unabsehbaren Zugerer, die durch dieses Licht erleuchtet wurden.

So hat Albert Steffen in seinem dritten Romanwerk — zu dem die vorangehende *Bestimmung der Roheit* gleichsam als Präludium erscheint — in Wort und Bild, in Gleichnis und Gedanke den tiefern Weg der Menschheit vorzuzeichnen versucht. Und ist ihm dies durch Inspiration denn auch gelungen. Mit der Sicherheit eines Nachtwandlers folgt er ihr; und fast möchte man sagen, dass er nur da, wo ihn die laute Wirklichkeit zu jähem Erwachen zwingt, zuweilen strauchelt oder seinen äußern Pfad verliert. — „Voll feiner Gedanken, nur etwas locker zusammengehalten“, schrieb mir jüngst eine aufhorchende Leserin nach beendeter Lektüre dieses stillen Buches. „Locker“ vielleicht in dem Sinne, wie Anton Bruckner (ein geistiger Ahnherr Steffens) seine Symphonien konzipiert und gliedert, die wir — trotz gelegentlicher Ökonomie-

fehler, scheinbarer Zufälligkeiten und Naivetäten — als lebendige Gebilde liebend erleben. In diesem Sinne dürfen wir auch Jeremias Gotthelf als Steffens vorbildlichen, väterlichen Meister bezeichnen. Auch hier ein erstaunliches Beobachten, Erfühlen und Ausdeuten der feinsten, verborgensten Regungen der Seele und der Natur rings um uns her: ein unaufhörliches Zwiegespräch mit dem Ich und dem All; ein schier scheues Auf- und Nachzeichnen innerer Erlebnisse in Vers und Prosa.

Aus einem dringlichen Bedürfnis: sich mitzuteilen, von dämonischen Zwiespältigkeiten sich zu befreien, ist Steffens unbekümmertes Erstlingswerk *Ott, Alois und Werelsche* entstanden —: ein Roman, in dem sich des Dichters Wille und Bestimmung wohl am rückhaltlosesten äußert. Hier wird auch gegen Schluss das glückleuchtende Hauptthema, das sich in Steffens zweitem und drittem Werke wesentlich erweitert, vertieft und vergeistigt hat, zum ersten Male feierlich angeschlagen. Mildmahnend klingt es mitten hinein in unsere durch materialistischen Egoismus verfeindete und verödete Zeit —: „Ich weine nicht für mich, sondern für die andern. Meine Muskeln spannen sich nicht für mich — für andere, für andere —. O, unendliches, herrliches Gefühl!“

Wer so des Dichters innere Entwicklung in diesen drei Stufen miterlebt hat, wer Zeuge des Aufblühens einer himmlischen Blüte inmitten der Wildnis unseres Alltagsgartens gewesen ist, der wird auch erkannt haben, dass Steffens Größe und Bedeutung nicht allein nur in einem liebevollen Nachbilden der Umwelt besteht, worin ihn unsere „Heimatkünstler“ leicht erreichen können. Man nimmt es vielmehr als ein wun-

dersames Naturgeschehnis hin, wenn dieser junge Dichter durch die Liebe auch zu solch ungeahnter Schönheit gelangt, wie zum Beispiel in der Schilderung des Aquariums, des herbstlichen Jagdmorgens und vor allem der überirdischen Szene, in der die gefallene Dienstmagd ihr neugeborenes Kindlein — von heiligem Wahnsinn übermannt — durchs Fenster hinaus dem Mondschein hingibt, meinent: die seligen Strahlen trügen es dahin. Man muss über Gottfried Keller bis zu Jean Paul oder noch älteren Meistern zurückgreifen, um poetische Reliquien von solcher Reinheit und Lieblichkeit zu finden. Nur einer, der durch Ehrfurcht zur Gottesfurcht (die eben keine Furcht mehr ist) gelangte, vermochte solche Werte umzuwandeln ins lebendige Wort. Voll Inbrunst langten wir nach dem Mantelsaume eines Dichters, dessen Falten eine sehnsüchtige Seele bergen, die sich in Einsamkeit und Stille langsam aber unablenkbar vorbereitet auf eine kommende Gottes-Zeit; und traumbeglückt verehren wir in Albert Steffen den Dichter, der — einem Heiligen ähnlich — seine Menschlichkeit so ganz aus sich herausgestellt hat, dass der Geist wie in ein klares Kristall-Gefäß einfließen kann, auf dass es uns dereinst als Gral erleuchte und erlabe.

HANS REINHART

*

DIE KINDER- UND HAUSMÄRCHEN. (Ein Gedenksblatt an die erste Ausgabe im Jahr 1812).

Wenn man große Ereignisse und große Persönlichkeiten jeweils nach hundert Jahren zu feiern pflegt, so geschieht dies zweifellos aus dem Bestreben, die Erinnerungen an bedeutsame Leistungen der Menschheit von Zeit zu Zeit wieder aufzufrischen und für die Gegenwart

fruchtbar zu machen, sowie aus Dankbarkeit für das, was Bleibendes und Fortwirkendes unter uns noch lebendig ist. Die Vorbilder sind es, die stets zur Nachahmung gereizt haben, und die Kenntnis der Taten unserer Väter und Großväter ist stets ein treffliches Mittel gewesen, uns bescheiden zu machen, indem wir uns fragten, wie weit wirs ohne sie gebracht hätten.

Aber heute ist es etwas anderes, was ich den Lesern ins Gedächtnis rufen möchte; nicht eine Großtat des Geistes oder ein Heldentum auf dem Schlachtfelde oder sonst ein Ereignis oder ein Menschenleben, das in dem Sinne als groß bezeichnet werden kann, wie etwa Napoleon und sein Zug nach Russland, dessen ja heute allgemein gedacht wird. Und doch — welch' dankbare Gefühle erfüllen uns alle, wenn wir uns daran erinnern, und mit welcher Liebe hängen wir an dem, was vor hundert Jahren zwei schlichte Gelehrte uns allen geschenkt haben. Denn ohne dieses Geschenk können wir, soweit die deutsche Zunge klingt, uns die verflossenen Jugendtage gar nicht vorstellen. Ich meine die *Kinder- und Hausmärchen* der Brüder Jakob und Wilhelm Grimm, deren erster Band im Verlage der Realschulbuchhandlung in Berlin im Herbst 1912 erschienen ist, und wozu Wilhelm seine ganz herrliche Einleitung am 18. Oktober 1812, gerade im Jahr vor der Leipziger Schlacht, wie sein Bruder Jakob im Handexemplar hinzugefügt, in Cassel abgeschlossen und unterzeichnet hat.

Warme Dankbarkeit erfüllt uns jedesmal beim Anblick dieser prächtigen Sammlung volkstümlicher Prosaerzählungen, der ersten, die mit zarter Hand und möglicher Genauigkeit aus den Quellen geschöpft

wurden, worin diese Volksdichtung sprudelt, und die uns nichts anderes bieten will, als was das Volk selber den beiden Sammlern während der sechs Jahre geboten hatte, die über dem Suchen nach diesem alten schönen Gemeingut verstrichen, ehe die erste Sammlung zustande gekommen war. Und auch einen Schatz hat uns das Brüderpaar in diesen Büchern geschenkt! Wie viel reines, edles Gut, das die Phantasie des naiven Kindes belebt und beseelt wie selten etwas anderes, haben sie vor dem drohenden Untergang gerettet! Wilhelm sagt in seinem Vorwort: „Es war vielleicht gerade Zeit, diese Märchen festzuhalten, da diejenigen, die sie bewahren sollen, immer seltener werden, denn die Sitte darin (im Märchenerzählen) nimmt selber immer mehr ab, wie alle heimlichen Plätze in Wohnungen und Gärten einer leeren Prächtigkeit weichen, die dem Lächeln gleicht, womit man von ihnen spricht, welches vornehm aussieht und doch so wenig kostet“.

Bekanntlich haben die Romantiker in Deutschland die Grundlage zur neueren Literaturgeschichte und germanischen Sprachforschung gelegt; sie haben die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf das Mittelalter gelenkt, das sie verherrlichten und dessen Kunst ihnen als Ideal erschien, das in der Gegenwart nicht erreicht worden sei; sie fanden darin das Nationale besser ausgedrückt als in der späteren Zeit, und einer der Führer dieser Epoche, Friedrich Schlegel, hat dieser ehrfurchtvollen Betrachtung der Vergangenheit besonders deutlichen Ausdruck verliehen. Aus dieser Anschauung gingen die ersten germanistisch-fachwissenschaftlichen Arbeiten eines von der Hagen und Anderer hervor.

Aber auch die Liebe zur Volks-

dichtung, die ja bekanntlich schon im Herzen Goethes durch Herders Arbeiten geweckt worden war, fand in den Kreisen der Romantiker ihre begeisterte Pflege. So gaben 1806—08 Achim v. Arnim und Clemens Brentano *Des Knaben Wunderhorn* heraus, jene Sammlung von Volksliedern, die Goethe freudig willkommen hieß, und die auf die Lyrik des neunzehnten Jahrhunderts so befruchtend eingewirkt hat, dass man sich diese ohne jene Sammlung fast nicht denken könnte. Im Jahre 1807 folgten Göwes *Volksbücher*, eine Sammlung von Romanen, Arzneibüchern, Reisebeschreibungen etc., die als wertvoller Beitrag zur volkstümlichen Literatur betrachtet werden durfte; alles Werke, die einen starken Ansporn für die Brüder Grimm bildeten, sich — wenn auch mit wissenschaftlich besserem Rüstzeug — ähnlichen Forschungen hinzugeben. Ihr Interesse drehte sich zunächst ausschließlich um die Geschichte der Poesie, und von dieser war es wieder die Volks- oder „Naturpoesie“, welche sie — die Unterscheidung, die Herder gebracht, zu der ihrigen machend — der Kunstdichtung weit vorzogen. Sie betonten den nationalen Charakter dieser volkstümlichen Poesie als deren großen Vorzug der höfischen Dichtkunst gegenüber, der besonders Wilhelm eine ungerechte Geringschätzung entgegenbrachte. Jakob hat maßvoller geurteilt; aber die Vorliebe für die Volksdichtung teilte er damals unzweifelhaft mit seinen Bruder.

Eine Sammlung von Volksliedern lag also im *Wunderhorn* vor. Allerdings eine Sammlung, die trotz ihrer Bedeutung, die sie gewann und die ihr nicht abgesprochen werden darf, als Volksliedersammlung nicht alles so bot, wie wir es heute von einer

solchen Ausgabe erwarten müssten. Vieles darin war wertlos, vieles durch die Überlieferung und durch Überarbeitung von der Hand der Herausgeber entstellt, manches Stück hätte nicht unter die Volkslieder gehört etc. Aber sie war da — und die Bücher, die auch dem Volksgesang ein entschiedenes und liebevolles Interesse entgegenbrachten, wollten wohl nicht gern Arnim und Brentano Konkurrenz machen, als sie sich anschickten, nach Überresten alter volkstümlicher Poesie zu suchen. Herder, der in so vielen Dingen als Anreger und Bahnbrecher gewirkt hatte, war auch ihnen ein guter Ratgeber. Seiner Forderung gehorchend, gingen sie diesen Resten nicht bloß in ältern Drucken und Pergamenten nach, sondern sie wandten sich an das Volk selber, ließen sich von den Landleuten die Prosage-schichten, wie sie sich von Mund zu Mund festgepflanzt und von Generation zu Generation vererbt hatten, erzählen und zeichneten sie auf, bestrebt um Echtes und Unverdorbenes zu sammeln und der Nachwelt aufzubewahren. Und je nachdem diese Erzählungen an einen Ort oder an eine Zeit gebunden waren, oder aber vollkommen davon losgelöst im Reiche der Phantasie zeit- und ortlos erschienen, wurden sie den Sagen oder den Märchen zugeteilt.

So ist allmählich die wunderbare Sammlung der *Kinder- und Hausmärchen* entstanden, deren erster Band in dem denkwürdigen Jahre 1812 herauskam, dem schon 1814 der zweite folgen konnte, und 1816—18 sandten die beiden emsigen Forscher dieser Publikation die *Deutschen Sagen* nach, zwei Bände, wovon der erste die „mehr örtlich“, der zweite die „mehr geschichtlich (zeitlich) gebundenen“ Sagen enthielt, und die

— wie die Märchen — fast durchwegs aus mündlicher Überlieferung geschöpft waren.

Aber die unmittelbarere und beglückendere Wirkung hat die Märchensammlung auf die deutsche Nation ausgeübt. Sie ist ein Gemeingut nicht nur des deutschen Volkes, sondern der Völker überhaupt geworden, und es tut ihrem Werte keinen Eintrag, wenn die Brüder vielleicht in der Vermutung gemeinindogermanischen Erbgutes, mythologischer Ein- und Nachwirkungen etc. etwas zu phantasiereich vorgegangen sein mögen. Das wissenschaftliche Verdienst der beiden Gelehrten, die Märchenforschung begründet zu haben, bleibt ebenso bestehen, ob ihre Hypothesen in der Auslegung der Märchenbeute noch allgemein anerkannt seien oder nicht. Und zum allermindesten so groß wie jenes ist das Verdienst, den Kindern einen unendlich teuren Schatz erhalten und überliefert zu haben, der — gerade weil sie in der Überarbeitung der Märchen so behutsam und mit feinstem Verständnis der Volks- und Kinderseele vorgegangen — jedem Kinderherzen lieb wird und für uns Erwachsene unlöslich verknüpft bleibt mit der Erinnerung an die märchenfernen Kindertage, da wir mit leuchtenden Augen zum erstenmal die Geschichten vom *Dornröschen* u. vom *Schneewittchen*, vom *Aschenbrödel* und vom *Rotkäppchen*, vom *Hans im Glück* und vom *Tischlein deck' dich* — und wie sie alle heißen mögen, erzählen gehört oder selber gelesen haben.

HANS MÜLLER-BERTELMANN

*

FRITZ MÜLLER. *Alltagsgeschichten*. Verlag von Huber & Co., Frauenfeld 1914.

Wir zählen Fritz Müller längst ein wenig zu den schweizerischen

Autoren. Dass er sein neuestes Buch in einem schweizerischen Verlag erscheinen lässt, soll doch wohl seinerseits diese Zugehörigkeit dartun. Fritz Müller ist unerschöpflich im Herausschütteln seiner geistreichen, scharf pointierten Geschichten, die sich alle auf ungefähr der selben Linie bewegen, innerhalb der selben Grenzen sich tummeln, aber hier reich von einer meisterhaften Virtuosität Zeugnis ablegen. Selten bleibt eine dieser Alltagsgeschichten im Anekdotischen stecken, fast immer spürt man aus den witzigen Plaudereien den nachdenklichen Ernst einer gefestigten und ehrlichen Persönlichkeit, der es nicht ausschließlich ums Amüsieren zu tun ist. Dass die Geschichten alle gleichwertig seien, kann wohl niemand verlangen, aber durch Geist und übersprudelnden Humor zeichnen sie sich alle aus, und wenn man nun schon die vierte dieser Sammlungen mit dem selben Vergnügen, das man bei der ersten empfand, aus der Hand legt, so ist das sicherlich ein nicht alltägliches Lob.

BLOESCH

*

FRIDOLIN HOFER. *Im Feld und Firnelicht*. Neue Gedichte. 1914. Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten und München.

Diese Sammlung enthält in der Tradition verwurzelte Gedichte und, geringer an Zahl, solche von unverkennbar neuem Ton. Sie bezeugt die Überwindung der Literatur und den Durchbruch zum Leben.

Die große deutsche Lyrik, wie sie Goethe schuf und wie sie von seinen Nachfahren aufgenommen, variiert und bereichert wurde, ist, kurz gesagt, der Sang des Menschen, der in Friede und Unruhe, in Seligkeit

und Hast, beglückt oder stürmend über die Erde, die feste, eingesetzte, unverrückbare, die alte und sich verjüngende Erde geht.

Die Ahnung einer gewaltigen Zukunft, verbunden mit dem durch die Naturwissenschaft gesteigerten kosmischen Gefühl, dehnt heute unsern Blick ins Weite, Unermessne, grandios Chaotische, und die Gegenwart bekommt das Elementare, Epochenhafte der Urzeit.

Diese Horizontverschiebung betrifft bei Hofer zunächst die Landschaft. Das Feld wandelt sich zum Meer.

Spätes Pflügen:

Frühdämmerung umgarnt die Welt.
Unter aschfahlem Himmelsbogen
Mühsam, schwer
Stößt ein Pflug noch durch herbstliches Feld.
Dicht und dichter der Nebel fällt;
Nun seh ich kein Land mehr: ich schaue
ein Meer:
Pechschwarze, starrende Flut — die Schollen,
Der Pflug — ein Schiff,
Von wasserstampfenden Rossen gezogen,
Und manchmal geht durch der Dämmerung
Wehen und Wogen
Wie unterirdisch ein Schüttern und Rollen,
Als streife das Fahrzeug ein Felsenriff.

Im Einzelnen verspricht viel Ausdrucksvolles die Erfüllung. — Ich, Flamme, die in Erdendunkel zündet. — Seliger Sommer blüht und wogt durch mein Haus. — Ihr kahlen Gipfel des Urgesteines, Von Stürmen umbraust, von Gestirnen umhellt, Einst werdet ihr Land, lichtgrüne Welt. — Wald und atmender Halm, Wolken und Moorgeschele. — Freilich finden sich in den neu orientierten Stücken oft schwerfällige, schlechte und tote Verse, während die epigonischen Gedichte des Bandes meist untadelig sind, — wieder ein Beleg, dass formale Gewandtheit noch lange nicht Stil heißt. Seinen Stil durchzubilden, ist nun die ernste

Aufgabe des Dichters. Dann wird er das Vorzügliche, das er besitzt, rein geben können. *Landschaften I.:*

Grauschlammiges Land, wie Meerestiefen
entstiegen.

Nur hier und dort auf Feldern noch Furchen
von Schnee,

Wie weißer Wellenstrich der brandenden See,

Darüber Bäume, die ächzend im West sich
wiegen.

Ackergründe, strotzend von gärenden Stoffen,
Aus Banden toter Erstarrung gelöst noch
kaum

Und den gesegneten Schoß dem unendlichen
Raum

Schon hingegeben — weit, weltoffen.

JOSEF HALPERIN



TAGEBUCH



DAS ORGANISATIONSWESEN DER GEGENWART. Unser wirtschaftliches Zeitalter steht im Zeichen der Organisation. Der Organisation der Arbeiter ist die der Unternehmer gefolgt. Auch die Kartellierung läuft in letzter Linie auf eine Organisation hinaus. Der Organisationsgedanke drückt unserem Zeitalter den Stempel auf; er hat eine Mächtegruppierung herbeigeführt, die für die Volkswirtschaft von schwerwiegender Bedeutung ist. In die Sinnlosigkeit des wirtschaftlichen Geschehens wurde Sinn gebracht, in die Anarchie der Produktion ein Element der Ausgleichung getragen, den Auswüchsen einer allzuoft mit den konkreten Faktoren des ökonomischen Lebens nicht mehr rechnenden Arbeiterorganisation hat die Koalition der Unternehmer da und dort Halt geboten. Die Organisation kittet Menschen und Verbände enger zusammen, steigert das wirtschaftliche Denken und stählt die Energie im wirtschaftlichen Kampfe. Allein überall tritt uns die Organisation noch als etwas Unfertiges entgegen, als etwas, das noch im Flusse der Entwicklung ist. Das Arbeiten an dem neuzeitlichen Organisationswesen, so betont der ehemalige österreichische Justizminister Dr. *Franz Klein*, ein hervorragender Rechtslehrer, in einem soeben erschienenen Buche *Das Organisationswesen der Gegenwart*,

Verlag von F. Wahlen, Berlin, kann jetzt nur ein Momentbild bieten. Jede wissenschaftliche Tätigkeit in sozialen Dingen der Gegenwart sei derselben Beschränkung unterworfen, sofern sie mehr sein wolle als das Ersticken farbenfrischer und duftender Pflanzen zwischen den Papierblättern eines Herbariums.

Klein sucht in seinem Werke auch die Politik und die Wirkungen des modernen Organisationswesens ins Licht zu rücken. Die Einzelpersönlichkeit verschwindet hinter dem Kollektiven, beide schaffen geistige Einheiten, hier wie dort fühlen, denken und handeln die einzelnen in ihrer Vereinigung vielfach anders als isoliert, und ihre Ideen und Gefühle gehen in der Vereinigung nach derselben Richtung, so dass man bildlich im einen wie im anderen Falle von einer *Kollektivseele* sprechen kann. Die bloße Ansammlung wie die Organisationen geben ihren Mitgliedern Machtbewusstsein und ermutigen sie zu Äußerungen und Akten, zu denen sie als einzelne sich nicht ermannen hätten. Beide setzen ihre Mitglieder in einen Zustand höherer Empfänglichkeit, indem sie zu jeder moralischen Hingebung fähig sind und ihr persönliches Interesse freudig dem kollektiven opfern.

Klein findet wie so manche Sozialpolitiker, dass in allen Schichten wo Organisationen vorkommen, die